

Jan Plamper, Thesen Identität, Beheimatung

Jede Nation erzählt sich Geschichten über sich selbst. Auch die deutsche. Historiker erzählen die Geschichte Deutschlands seit 1945 als Prozess des „langen Wegs nach Westen“ (Heinrich August Winkler), der „Suche nach Sicherheit“ (Eckart Conze) usw. Was bei diesen Narrativen fehlt, ist eine Nachkriegsgeschichte Deutschlands West und Ost als Einwanderernation. Gewiss: Die deutsche Migrationsgeschichtswissenschaft, etwa in Person Klaus J. Bades, hat Großes geleistet. Nur wird diese Migrationsgeschichte selten mit den historischen Meistererzählungen Deutschlands zusammengeführt. Außerdem hat sie sich auf Statistiken, Push- und Pull-Faktoren und Gesetze konzentriert. Es bleiben blass: die historischen Akteure, die konkreten Menschen, mit denen sich Deutsche mit Migrationshintergrund identifizieren könnten und denen gegenüber Deutsche, die schon länger hier sind, Empathie entwickeln könnten.

Dass es keine griffigen, für ein breites Publikum zugänglichen Geschichten von Deutschland als Einwandererland gibt, ist einer der Gründe, warum andere Konstruktionen deutscher Identität dominieren. Abstammung, Sprache, äußerliche Merkmale – über sie wird definiert, wer deutsch ist. Kulturell oder ethnobiologisch, nicht über die Staatsbürgerschaft. Hinzu kommen Homogenitätsfantasien. Eine Folge: Deutsche Staatsbürger türkischer Herkunft in der zweiten oder dritten Generation werden immer noch „Deuschtürken“ genannt, nicht „Türkendeutsche“.

Das alles wurde dadurch begünstigt, dass sich progressive Kräfte aus dem Definieren von Nation herausgehalten haben. Für sie war die deutsche Nation für immer und ewig durch den Nationalsozialismus kontaminiert. Man hielt sich für postnational, allenfalls für europäisch. Dadurch bekamen Ewiggestrige die Definitionshoheit auf dem Silbertablett serviert. Seit der Flüchtlingsdebatte 2015 macht sich unter Progressiven der Eindruck breit, dass man den Rechten die Definition deutscher Identität nicht kampflos überlassen darf (vgl. z.B. Einlassungen von Jakob Augstein <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/fluechtlinge-deutschland-braucht-eine-leitkultur-kolumne-a-1051200.html> oder Raed Saleh <http://www.tagesspiegel.de/politik/berlins-spd-fraktionschef-raed-saleh-wir-brauchen-eine-neue-deutsche-leitkultur/12463352.html>). Langsam setzt sich die Vorstellung durch, dass multikulti, verstanden als Partikularidentitäten ohne Kollektividentität als Dach (*plures* ohne *unum* in *e pluribus unum*), nicht das Maß aller Dinge sein kann. Gleichzeitig braucht es in der Tat eine deutsche Kollektividentität, ein *unum*, das aus *e pluribus* hervorgeht. Was diese Kollektividentität sein soll, wie sie definiert wird, ist die eigentliche Frage. Auf jeden Fall nicht homogen und auf dem Phantasma einer ewigen, unveränderlichen deutschen Kultur aufbauend (Bach und Goethe), sondern am besten auf demokratischem Wege. Das bedeutet, dass sich die Partikularidentitäten der Bevölkerung einschreiben werden. Im Ergebnis wird es vielleicht einmal bei Ritualen wie Einbürgerungszeremonien Musik geben, in die arabische Musik eingeflossen ist.

Wie soll nun eine Geschichte Nachkriegsdeutschlands als Einwanderernation aussehen? Wie interpretiert man die Fakten am besten, wohlwissend, dass jede Geschichte Fakten zu unterschiedlichen, deutenden Erzählungen zusammenfügt? Ein Vorschlag: Deutschland ist ein Einwanderungsland, und die Erfahrung verschiedener Einwanderergruppen ist so ähnlich, dass man sie am besten für alle unter dem Begriff „Migration“ fasst – die Migrationserfahrung der Vertriebenen, „Gastarbeiter“ und „Vertragsarbeiter“, Asylbewerber,

russlanddeutschen Spätaussiedler, jüdischen „Kontingentflüchtlinge“, Geflüchteten, kurz: aller Migranten, ungeachtet ihres unterschiedlichen Status und der unterschiedlichen Geschwindigkeiten auf dem Weg zum deutschen Pass. Diese Migranten und die, die schon länger da sind, machen „die Deutschen“ aus. Als Begrifflichkeit schlage ich des Weiteren vor: „alte Deutsche“ sind alle, deren Eltern schon in Deutschland geboren wurden (bei „Biodeutschen“ klingt Ethnobiologie, „Blut“, an, und „autochthone Deutsche“ ist zu wissenschaftlich). Alle anderen sind „neue Deutsche“ (meine neuen Deutschen unterscheiden sich somit von denen Herfried/Marina Münklers, Die neuen Deutschen. Ein Land vor seiner Zukunft, Berlin 2016).

Die kulturellen Hintergründe der Migranten sind wertzuschätzen, die Sprachen zu pflegen – Mehrsprachigkeit ist das Ideal. Das anzustrebende Modell ist eines der Mehrfachzugehörigkeiten oder der US-amerikanischen Salatschüssel, das in den 1960er Jahren das Schmelztiegelmodell ablöste. Das Schmelztiegelmodell war assimilatorisch: Gib alles auf, was Du mitbringst, verschmelze Dich zu einem neuen Ganzen. Im Salatschüsselmodell kann man syrischer Herkunft sein, arabisch pflegen und gleichzeitig Deutsche sein – Deutsch sprechen, einen deutschen Pass haben, sich mit Deutschland emotional identifizieren. Partikularidentität und Kollektividentität gehen zusammen. Bunte Salate in einer Schüssel, die alle zusammenhält. Damit sich dieses Modell durchsetzen kann, braucht es einen Kulturwandel in der Mehrheitsgesellschaft. Diese muss neue Deutsche unter das Dach der Kollektividentität lassen – der einzige „Waldemar“ in einer Schulklasse sollte sich nicht mehr die Frage anhören müssen, woher er „eigentlich“ kommt. Die Voraussetzungen für diesen Kulturwandel sind eigentlich gut: Deutsche praktizieren ständig Mehrfachzugehörigkeit im Alltag, Deutschland bietet mit seiner Dialektvielfalt und den starken regionalen und lokalen Identitäten an sich ideale Bedingungen.

Übrigens gab es die Verwirklichung dieses Salatschüsselmodells schon einmal – um 1950, als man den Vertriebenen das Fortleben der Partikularidentität bei gleichzeitigem Unterschlupfen unter die Dachidentität anbot. Davor waren sie nämlich zuerst, und das wissen die Wenigsten, als ausländisch wahrgenommen worden, ja man wandte auf sie die Rassismen der NS-Zeit an: Sie wurden „Mischlinge“ und „Mulattenzucht“ genannt, ihre Barackensiedlungen „Neupolen“, „Bolschewikien“ und „Klein-Moskau“. Ende der 1940er Jahre wurde vollständige Assimilation von ihnen gefordert. Wegen des Kalten Kriegs, Lobbyismus, und weil sie als Wähler gefragt waren, bot man 1950 mit „Brauchtumpflege“ das Fortbestehen der Partikularidentität bei Einfügen in die deutsche Kollektividentität an. Solche vergessenen Fakten gilt es auszugraben und in die Geschichte der Nation einzuschreiben. Außerdem natürlich die Tatsache, dass die deutschen Kleinstaaten klassische Auswandererstaaten waren, dass Deutsche überdurchschnittlich viel gewandert sind, v.a. in die USA und nach Russland. Dass fast jede Familie einen (E)migrationshintergrund hat. Viel von dem wurde bewusst herausgeschrieben, weil man erst 1871 Nation wurde.

Eine Geschichte Deutschlands als Einwanderernation bildet zusammen mit Symbolen und Ritualen den emotionalen Klebstoff, der das Gemeinwesen zusammenhält. Einwanderer wirtschaftlich-demographisch in die Nation einzuschreiben („wir brauchen Zuwanderung, um den hohen Lebensstandard zu sichern und den Sozialstaat zukunftsfest zu machen“), reicht nicht aus. Zumal jeder Wirtschaftsboom einmal zu Ende geht, ja die Vorstellung, dass der Kuchen trotz zyklischer Schwankungen immer größer wird, unrealistisch ist. Und schließlich weil manche Herkunftsnationen (Erdogans Türkei, Putins Russland) über Satellitenfernsehen

und soziale Medien homogene Identifikationsangebote an die „Diaspora“ machen, deren Wirkmächtigkeit spätestens mit dem „Fall Lisa“ Anfang 2016 deutlich wurde. Die Lösung liegt in einem wirkmächtigen Gegenangebot: einem neuen deutschen Nationsverständnis.